

LESEPROBE



Deutsche bearbeitete Erstausgabe

© schruf & stipetic GbR 2024

Gustav-Adolf-Str. 152

13086 Berlin

www.schruf-stipetic.de

info@schruf-stipetic.de

Originaltitel: Mater Dolorosa

(Stilus knjiga, Zagreb 2023)

© 2023 Jurica Pavičić

Satz, Layout und Covergestaltung: JBC

Cover-Illustration: Delaney Van, unsplash

Druck: Totem, Inowrocław, Polen

ISBN 978-3-944359-81-6

Das Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, ausdrücklich auch die Nutzung zum Zweck des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG. Jede unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Jurica Pavičić

Mater Dolorosa

Aus dem Kroatischen

von

Blanka Stipetić

schruf & stipetic



I N E S erinnert sich an den Tag, als sie ihren Bruder mehr liebte als jemals wieder. Es war 2005 oder 2006. Ines war neun oder zehn Jahre alt und Mario nicht älter als vier. Ihr Vater lebte noch und sah aus wie kurz vor seinem Tod: jung, sehnig, mit einer verwegenen Haartolle in der Stirn.

Sie waren zusammen nach Omiš an den Strand gefahren, mit Vaters Renault Kangoo, in dem er später sterben würde. Es war Juli und so heiß, dass sie die Fenster herunterkurbelten. Mutter saß auf dem Beifahrersitz und ihr schwarzes, dickes Haar wehte im Wind.

In der Hochsaison war der Strand überfüllt. Sie mussten lange durch den Sand stapfen, bis sie ein freies Eckchen fanden, wo sie ihre Handtücher ausbreiteten und Taschen und Kühlbox abstellten. Um sie herum erstreckte sich eine Landschaft aus gebräunten dicken Bäumen und muskulösen Gliedern. Es roch nach ranzigem Öl und Sonnencreme.

Vater zog sich aus und stürzte sich als Erster ins Meer. Ines folgte, während die Mutter einen Schwimmring aufblies und Mario an die Hand nahm.

Sie planschten, bis ihre Lippen blau und die Finger ganz schrumpelig waren. Dann scheuchte Mutter sie aus dem Was-

ser, damit sie sich abtrockneten. Später gingen sie noch einmal ins Wasser, bis die Mutter sie wieder hinausbeorderte. Dann öffnete Mutter die Kühlbox und gab jedem ein in Alufolie gewickeltes Stück paniertes Hühnchen.

Ines erinnert sich gut, wie sie in einen Hühnerschenkel biss, der innen noch ein bisschen blutig war. Kaltes Fett tropfte ihr aufs Kinn, und Krümel von gekochtem Ei und Brot klebten an ihren Backen. Als sie fertig war, knüllte sie die Alufolie zu einer Kugel. Mutter entsorgte die Abfälle, setzte einen breitkrempigen Hut auf und legte sich auf ihr Handtuch. Vater streckte sich und kündigte an, sich noch einmal im Meer erfrischen zu wollen.

Nach einer Weile kam er zurück und fasste Mutter an der Schulter. Sie zuckte zusammen, als er fragte: „Wo ist Mario?“

Sie schauten über die Menschenmenge, über die ganzen nackten, von der Sonne verbrannten Leiber. Dann fing sie an zu rufen. Erst riefen nur der Vater und die Mutter, dann – ihrem Vorbild folgend – rief auch Ines.

Wie aufgescheucht liefen Vater und Mutter über den Strand, brachten fremde Handtücher durcheinander. Sie drehten jedes Kind um, das in Marios Alter war und eine ähnliche Badehose trug, jeden kleinen Körper, der auf einem Handtuch lag und döste. Dann erweiterten sie den Suchradius. Mutter suchte auf dem Parkplatz und Vater lief das flache Wasser am Ufer ab. Hinterher lief auch er noch einmal über den Parkplatz, weil er Mutter offensichtlich nicht vertraute. Am Ausgangspunkt der Suche kamen sie wieder zusammen.

Vater war wütend auf Mutter. „Wo warst du?“, schrie er. „Wie konntest du einschlafen? Kannst du nicht mal fünf Minuten auf das Kind aufpassen?“

Während er schrie, wurde Mutter immer kleiner, als würde sie sich in ein unsichtbares Schneckenhaus zurückziehen und allmählich verschwinden.

Schließlich beruhigte sich Vater wieder. Er schlug vor, noch einmal alles abzusuchen, systematisch und gründlich. Falls sie Mario dann immer noch nicht gefunden hätten, würden sie die Polizei rufen.

Erst als sie das Wort Polizei hörte, verstand Ines, wie ernst die Sache war. Das Wort fiel zwischen sie wie eine Wolke aus Blei.

Mutter und Vater schwärmten wieder aus und Ines blieb allein. Zwei Minuten vielleicht, oder fünf – schwer zu sagen, sie war damals ein Kind, es war ihr wie eine Ewigkeit vorgekommen – herrschte eine dumpfe Stille. Ines hörte nichts mehr, nicht die Rufe der Badenden, nicht die Musik aus der Strandbar, nicht Vaters Rufe. Sie sah, wie Mutter sich aufgeregt hin und her drehte und nicht wusste, wo und wie sie suchen sollte. Ines sah, wie ihr Vater durch das flache Wasser stolperte. Er suchte nach einem ertrunkenen Kind und hoffte nicht fündig zu werden.

Schließlich setzte sich auch Ines in Bewegung. Ohne Plan schaute sie in verschiedene Richtungen. Vielleicht hatte sie auch nach Mario gerufen. Aber selbst wenn, dann war aus ihrem Mund bestimmt nur verängstigtes Piepsen gekommen.

Dann entdeckte sie ihn. Er hockte am äußersten Rand des Strandes, wo die Kiesablagerungen höher waren und das Meer Seegras und Abfall angespült hatte, vornübergebeugt vor einem Sandhügel, vertieft in ein unsichtbares Spiel. Sie lief zu ihm und rief seinen Namen. Doch nicht einmal jetzt hörte er sie. Er murmelte vor sich hin und grub mit einem Eisstiel

im Sand herum. Er hatte eine Miniaturwelt erschaffen. Eine Burg aus Joghurtbechern. Ein Zaun aus Eisstielen und Schilf. Mauern aus Seegras. Ein Burggraben voll feuchtem Schlamm. Konzentriert beugte sich Mario über sein Neverland aus feinkörnigem Sand.

Ines rief ihn erneut. Erst jetzt hob Mario den Kopf, ganz verschmiert von Sand und Schlamm. Er sah sie mit einem Ausdruck unbekümmerten Erstaunens an.

Sie erinnert sich gut, was darauf folgte. Sie umarmte ihn, während Mario sich des Durcheinanders und der Aufregung nicht bewusst war. Er schaute sie mit seinen Kastanienaugen verwirrt an. Und dann lachte er. Mario lachte selten, schon als Kind. Aber damals – daran erinnert sich Ines – damals hatte er gelacht.

Ines schaute ihn an. Dann umarmte sie ihn erneut und schaute ihn wieder an. Und Mario lachte. Sogar seine Augen lachten.

Damals dachte Ines, und der Gedanke bohrte sich in ihr Gedächtnis wie ein langer spitzer Stachel, damals dachte sie: mein Bruder. Mein Bruder – der hübscheste, heißest geliebte kleine Junge auf der ganzen Welt.

KATJA schnitt zwei große Zwiebeln klein, würfelte eine Karotte und rieb eine Petersilienwurzel. Sie wische sich mit dem Handrücken über die Stirn und schaute auf die Uhr. Es war Viertel vor acht.

Wie immer um diese Zeit war die Wohnung still. Ines hatte das Haus um kurz nach sieben verlassen, um rechtzeitig zur Frühschicht im Hotel zu sein. Mario war am Abend zuvor versumpft und spät und völlig erledigt nach Hause gekommen. Er schlief noch. Katja war die Einzige, die wach war, allein in der Küche, wie die Königin eines Dornröschenschlosses. Nur ein monotoner Laut durchbrach die Ruhe: An der Küchenwand tickte leise und unermüdlich eine Uhr, als würde sie den Kreislauf des schlafenden Hauses am Leben halten.

Katja schnitt noch eine Karotte in Scheiben und hackte einen Zweig Petersilie. Sie schälte drei Zehen Knoblauch und legte sie auf das Schneidebrett. Dann halbierte sie zwei geräucherter Würste und goss Wasser über eine Handvoll Bohnen. Die hellbraunen Bohnen versanken im Wasser und entließen kleine Luftblasen. Sie mussten eine Stunde einweichen. Diese Stunde wollte sie nutzen. Sie wischte Staub im Wohnzimmer. Mit dem Besen befreite sie die Ecken an der Decke von

Spinnweben. Dann fegte sie den Flur, wo Marios nasse und schmutzige Turnschuhe standen. Auf dem Balkon klopfte sie die Schuhe aus und stellte sie ordentlich in die Ablage, damit sie trockneten.

Im Bad ging es weiter. Sie putzte die Kloschüssel und legte eine neue Klopapierrolle ein. Die schmutzige Wäsche aus dem Korb stopfte sie in die Waschmaschine, die mit einem sonoren Ton ansprang, nachdem Katja Waschpulver eingefüllt und auf den Startknopf gedrückt hatte.

Sie ging wieder in die Küche und befühlte die Bohnen. Sie waren noch hart, aber die Schale begann sich zu lösen.

Dann machte sie, was sie am wenigsten mochte: Glasflächen reinigen. Sie faltete die Bögen einer alten Zeitung auseinander und kramte eine Flasche Trester aus dem Schrank. Es war ein scharfer Fusel, den ihnen Großvater Mate letzten Winter geschenkt hatte. Es würde ihm bestimmt nicht gefallen, dass sie mit seinem Schnaps Glas putzte. Dieser Gedanke bereitete ihr ein kleines boshafes Vergnügen.

Sie zog den Stöpsel aus der Flasche und tränkte eine Zeitungsseite mit Schnaps. Damit polierte sie die Fensterscheibe. Das ganze Zimmer roch nach dem scharfen Trester. Wo sie mit dem Papier darüberwischte, erstrahlte die Scheibe glänzend und klar.

Sie polierte eine ganze Weile, bearbeitete die erste Scheibe, dann die zweite. Dann erregte etwas vor dem Fenster ihre Aufmerksamkeit. Durch die inzwischen klare Scheibe sah sie drei Männer auf das Gebäude zukommen. Sie waren schon kurz vor dem Hauseingang. Alle trugen sie Blaumänner und hatten braune Werkzeugtaschen aus Leder dabei. Sie klingelten nicht,

sondern schlossen auf und betraten einfach das Haus. Čudina war nicht dabei, aber Katja wusste, dass es seine Leute waren.

Sie legte die schnapsgetränkte Zeitung und das Wischtuch weg, zog eine Jacke über und verließ die Wohnung. Im Treppenhaus machte sie das Licht an. Sie hörte, wie der Aufzug nach oben rauschte. Das Licht ging aus und das Treppenhaus versank in Dunkelheit. Doch für einen Moment, als der Aufzug an ihr vorbeifuhr, beleuchtete das Licht der Kabine die Umgebung. Katja blieb lauschend in der Dunkelheit stehen. Der Aufzug hielt einen Stock weiter oben. Sie hörte das Klappern der Tür, dann metallisches Scheppern. Čudinas Leute packten Werkzeug aus. Es passierte genau das, was sie befürchtet hatte.

Katja kehrte in die Wohnung zurück und öffnete die Tür zu Marios Zimmer. Mario schlief tief und fest, quer über dem Bett, nur im Unterhemd. Seine Sachen lagen verteilt über das ganze Zimmer, den Trainingsanzug hatte er wie einen Lumpen in eine Ecke geworfen. Das würde sie später alles aufräumen müssen. Aber nicht jetzt, dachte Katja. Jetzt hatte sie Dringenderes zu tun.

Sie überlegte, ob sie Mario wecken sollte, aber ließ es. Wozu soll ich das Kind mit reinziehen, dachte sie. Das müssen wir Erwachsenen regeln.

Sie machte wieder Licht im Treppenhaus und stieg ein Stockwerk höher. Auf dem Boden lag ein Bohrer, daneben standen zwei Eimer mit verkrusteten Betonresten und Kellen. Einer der Arbeiter hielt eine lange Metallstange mit einem bedrohlichen gewundenen Ende in der Hand. Ein anderer – der älteste – suchte an einem Schlüsselbund nach dem richtigen Schlüssel, der die Tür zur gemeinschaftlichen Waschküche öffnete.

Stumm beobachtete Katja sie eine Weile. Schließlich bemerkten die Männer sie. Doch sie ließen sich dadurch nicht stören. Der älteste Arbeiter probierte weiter Schlüssel um Schlüssel aus.

Katja zwang sie sich zu sprechen: „Guten Tag.“

Die Arbeiter schwiegen, bis einer, ein magerer, antwortete: „Guten Tag.“

„Wer sind Sie?“, fragte Katja. „Wer hat Sie geschickt?“

Schweigend wechselten die Handwerker Blicke.

„Gibt es ein Problem?“, fragte der älteste.

„Ich will wissen, wer sie schickt.“

„Ist das ein Problem?“

„Ich frage nur“, antwortete Katja.

„Wenn es kein Problem gibt“, sagte der älteste, „dann lassen Sie uns weiterarbeiten.“

Im gleichen Moment drehte sich der Schlüssel im Schloss und die Metalltür schwang auf. Die Handwerker packten Taschen und Werkzeug zusammen und betraten den Waschraum. Katja erhaschte einen Blick ins Innere: Wände aus unverputztem Beton und Einfassungen aus Metall.

„Hier dürfen Sie nichts machen“, sagte Katja. „Das gehört allen, das ist Gemeinschaftseigentum.“

Der ältere Handwerker drehte sich um und sagte: „Verehrte Dame, wir machen nur, was man uns aufgetragen hat. Und Sie können das klären, mit wem auch immer Sie wollen.“ Dann hob er noch den Bohrer auf und schloss die Tür.

Katja stand im leeren Treppenhaus und schaute auf die geschlossene Metalltür, dann ging das Licht aus. Wieder war sie allein in völliger Dunkelheit.

„Das ist Gemeinschaftseigentum“, rief sie noch einmal. Doch die Handwerker reagierten nicht. Im dunklen Treppenhaus hallte nur Katjas Stimme von den Betonwänden wider.

Sie ging zurück in die stille Wohnung. Doch jetzt war es keine angenehme Stille mehr, jetzt bekam sie davon Gänsehaut, die Wohnung wirkte wie eine kalte Höhle. Wenn wenigstens Ines heimkäme. Ines wüsste, was zu tun wäre.

In der Küche blieb Katja stehen. Auf dem Tisch verströmte immer noch die geöffnete Tresterflasche ihren Gestank. Hin- und hergerissen überlegte Katja noch, was sie tun sollte, als der Lärm begann. Von oben ertönte ein lautes, durchdringendes Brummen. Wie ein Bohrer, nur viel lauter. Die Scheiben erzitterten, und die Gläser in der Vitrine vibrierten. Katja überlegte, das Radio anzumachen, doch nicht einmal das würde den Lärm übertönen. Sie nahm wieder die Schnapsflasche in die Hand, tränkte eine neue Zeitungsseite und machte weiter, wo sie aufgehört hatte. Gleich ging es ihr besser. Körperliche Arbeit beruhigte sie.

Mit groben, gleichmäßigen Bewegungen wischte sie die Scheibe. Dann sah sie ihn. Er kam ins Haus, klein, gedrungen, entschlossenen Schrittes. Unter dem Arm trug er eine Tüte.

Es war Čudina.

ZVONE stand auf und hörte aus dem Wohnzimmer ein leises, gleichbleibendes Geräusch. Wie erwartet, war es der Fernseher. Er summete unangenehm, während stumme Bilder über den Bildschirm liefen. Sein Vater Siniša lag angezogen

auf dem Sofa, in der gleichen Stellung, in der er am Abend zuvor vor dem Fernseher eingeschlafen war. Der Kopf war nach hinten gesunken und Siniša stieß schnarchend Luft aus. Ein Hausschuh baumelte noch am Fuß, der andere war im Lauf der Nacht auf den Boden gefallen und lag auf dem Teppich. Noch immer hatte er die Fernbedienung in der Hand. Offensichtlich war er beim Zappen eingeschlafen. Der Fernseher war unermüdlich und umsonst die ganze Nacht gelaufen.

Zvone rüttelte seinen Vater an der Schulter. „Papa!“, rief er und gab ihm einen Klaps auf die Wange. Doch der Alte schlief fest. Und er schlief lang.

Damals hatte seine Mutter immer gesagt: „Versuch doch wenigstens, vor dem Kind aufzustehen.“

Diesen Satz hatte Zvone als Kind in verschiedenen Variationen jeden Morgen gehört. Seine Mutter war früh aufgestanden, hatte ihm vor der Schule Frühstück gemacht, ihm die Schultasche gepackt und eine Jacke angezogen, wenn der Morgen kühl war. Zvone hatte den Ranzen aufgesetzt und im Flur gewartet, während seine Mutter im Schlafzimmer mit ihrem nichtsnutzigen Ehemann schimpfte, so wie jetzt Zvone. „Siniša, steh auf“, hatte sie immer gesagt und dann den Satz angefügt, an den sich Zvone wie an einen Refrain aus der Kindheit erinnerte. „Versuch doch wenigstens, vor dem Kind aufzustehen.“ Sie hatte den Satz Morgen für Morgen wiederholt. Bis sie eines Tages damit aufhörte.

„Papa!“, wiederholte Zvone. „Papa, wach auf.“

Siniša zuckte zusammen.

„Du bist wieder vor dem Fernseher eingeschlafen.“

Der Vater öffnete die Augen.

„Papa, das geht so nicht. Komm, leg dich ins Zimmer. Du kannst hier nicht schlafen.“

„Warum nicht?“

„Es geht nicht. Schau, wie zerknittert du bist, wie durch die Mangel gedreht. Wie du nur aussiehst. Los, leg dich ins Zimmer, wenn du weiterschlafen willst.“

Sein Vater war jetzt wach. Er streckte sich, zog seine Trainingsjacke aus und ging ins Bad. Das würde eine Weile dauern.

Zvone wischte die Krümel vom Wohnzimmertisch, sammelte Papiertaschentücher ein und ordnete die Kissen auf dem Sofa. Auf dem Beistelltisch vor dem Fernseher stand eine Bierdose. Er stellte fest, dass sie noch fast voll war. Sein Vater hatte sie geöffnet und war schon nach ein paar Schlucken eingeschlafen. Zvone goss den Inhalt ins Spülbecken und warf die Dose in den Müll, bevor sein Vater protestieren konnte.

Aus dem Bad hörte er Wasserrauschen. Seit der Vater eine chronische Prostatitis aus dem Krieg mitgebracht hatte, gestaltete sich das Urinieren langsam und schmerzvoll. Siniša saß endlos lange auf der Toilette, ertrug den Schmerz in der Hoffnung, die Prostata würde möglichst viel Gift aus seinem Körper pressen. Dieses Mal war es jedoch schnell gegangen. Er kam mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck aus dem Bad, dem Ausdruck eines Menschen, der eine Aufgabe erledigt hatte.

„Was hast du denn gestern geschaut?“, fragte Zvone.

„Irgendeinen Film. Ich habe es vergessen.“

„Du weißt nicht mehr, was du geschaut hast?“

„Etwas Englisches. Mit einem Mord oder so.“

„Ich muss jetzt zur Arbeit.“

„Weiß ich.“

„Und du?“

Zvone kannte die Antwort.

„Ich wollte runter in den Hafen, zum Boot. Da gibt es noch einiges zu tun.“

„Jetzt im Herbst? Was denn?“

„Es gibt immer Arbeit: die Planken wischen, die Metallteile polieren. An der Reling hat sich Salz abgelagert.“

„Na gut. Aber pass auf dich auf. Es ist feucht. Und werd nicht wieder nass. Du weißt, was der Arzt gesagt hat.“

„Keine Sorge. Ich passe schon auf.“

„Den Teufel tust du.“

Sein Vater starrte auf den Boden wie ein störrischer Schüler bei einer Standpauke. Zvone betrachtete ihn noch einen Moment und ging dann selbst ins Bad.

Er ließ warmes Wasser laufen, was die Geräusche von draußen dämpfte. Er wusch sich unter den Achseln und zwischen den Schenkeln. Dann schäumte er sein Gesicht ein und rasierte sich. Während er sich im Spiegel betrachtete, dachte er, dass er gut aussah, sogar ein schönes Gesicht hatte. Geradlinige Züge, eine wohlgeformte Nase und große Augen, fast Kinderaugen. Nichts, was er im Spiegel sah, war krumm oder hässlich. Und doch, seit er sich erinnern konnte, war es so gewesen: Er war in Gesellschaft von Jungen und Mädchen und beobachtete, wie die Mädchen den anderen Jungen Interesse signalisierten, mit Augenaufschlägen, Blicken, zweideutigen Berührungen. Ihm gegenüber taten sie es nie. Wo immer er auftauchte, erlosch das Interesse in den weiblichen Augen, und die kleinen Zeichen von Flirt wandelten sich zu einer blanken Wand schierer Höflichkeit.

Weißbrot, so nannten sie ihn. Er hatte das Wort einmal in der Polizeistation aufgeschnappt, als er hinter einer dünnen Holzwand stand und zuhörte, wie sie über ihn sprachen. Weißbrot, das war er. Zvone, ein guter Junge, verantwortungsbewusst, ordentlich, wirklich nett. Aber ohne Charme, ohne Humor, ohne Kanten. Der brachte kein Blut in Wallung. Das war er, seit er sich erinnern konnte: Zvone, lauwarmes Wasser.

Er spülte den Rasierer aus und wusch sich den Schaum aus dem Gesicht. Dann trocknete er sich ab und ging zurück ins Wohnzimmer, um zu schauen, was der Alte machte. Der war inzwischen ins Schlafzimmer gegangen. Er hatte sich nicht wieder angezogen, aber ins Bett gelegt. Zvone hoffte, dass er nicht bis Mittag schlafen würde.

„Versuch doch wenigstens, vor dem Kind aufzustehen.“ Das hatte seine Mutter immer gesagt. Dann war es ihr zu dumm geworden und sie war einfach gegangen. Sie war gegangen, weil sie es konnte. Denn Zvone war ein guter Junge. Verantwortungsbewusst, fürsorglich. Zvone kümmerte sich, und so kümmerte er sich auch um seinen Vater.

Er schaute auf die Uhr. Er musste los. Er kramte in der Jackentasche nach dem Autoschlüssel, als sein Mobiltelefon vibrierte. Es war Tomaš, und die Nachricht klang aufgewühlt.

Komm sofort. Wir haben eine Leiche.

Wo?

Kaštela. Straße: F Tudjman 179

Die Adresse sagte Zvone nichts.

Wo ist das?

Die ehemalige Chemie-Fabrik.

Zvone blieb nachdenklich stehen. Dann schrieb er: *Ok.*

Er wusste, wo das war. Er kannte die Fabrik, in der Polyvinylchlorid hergestellt worden war.

INES sagte: „Thank you very much. Have a nice stay“ und gab dem Koreaner seinen Reisepass zurück. Er erwiderte höflich ihr Lächeln.

Seit halb zehn herrschte an der Rezeption großer Andrang. Um Viertel nach acht war eine koreanische Reisegruppe mit der Maschine aus Frankfurt angekommen. Der Bus hatte sie zum Hotel gefahren und nun standen alle mit ihren Unmengen an Gepäck im Foyer. Geduldig warteten sie neben ihren Koffern, Rucksäcken und Taschen, dass Ines und Zrinka sie eincheckten. Ines sah, dass sie am Rande der Erschöpfung waren. Sie litten an Jetlag und zählten die Minuten, bis sie den Zimmerschlüssel bekamen, um sich dann unter die Dusche zu stellen und anschließend unter die Bettdecke zu kriechen.

Während sie die Koreaner einen nach dem anderen ins System eintrug, wuselten Gäste, die bereits ihre Zimmer bezogen hatten, um die Rezeption herum. Einige kannte sie schon. Den großen Niederländer aus Zimmer 12, der gestern einen Mietwagen bestellt hatte. Dann waren da noch die zwei gutaussehenden, sportlichen Typen aus der 23, die sie für ein schwules Paar hielt. Sie hatten für heute einen Führer gebucht, erinnerte sich Ines, der ihnen die archäologische Fundstätte in Solin zeigen sollte. Es war nach zehn und der Führer war noch immer nicht erschienen. Während sie einer weiteren Koreanerin den Pass zurückgab, erkannte sie das brasilianische Paar

aus der 25, das ungeduldig darauf wartete, dass der Regen aufhörte. Die drei oder fünf Tage in der Heritage Residence Split waren nicht billig, und die Gäste wollten ihre Zeit nicht damit vergeuden, an der Rezeption herumzustehen. Vorwurfsvoll blickten sie zu den dunklen Wolken am Himmel, als würden sie Ines persönlich das Wetter zum Vorwurf machen, als wäre der Regen eine Schlamperei gedankenloser Einheimischer.

Ines schaute zu Zrinka, aber auch Zrinka hatte alle Hände voll zu tun. Um die Brasilianer würde sie sich selbst kümmern müssen.

„Thanks, have a nice day“, wiederholte sie mit einstudiertem unverbindlichen Lächeln und nahm den Reisepass des nächsten Koreaners entgegen. Es war eine Qual. Sie arbeitete sich durch ein Dickicht aus Rubriken und eckigen Schriftzeichen, versuchte zu erkennen, was der Name war, das Geburtsdatum, der Wohnort. Alle Namen, Hong, Yoon, Soon und Moon, erschienen ihr gleich, aber so ging es den Koreanern umgekehrt bestimmt auch mit Jukić, Jurić, Jozić, Jović, Jakić, Jelić. Sie trug die seltsamen Namen in die Datenbank ein, kopierte die Reisepässe, füllte Formulare aus. Dann gab sie einem nach dem anderen den Reisepass zurück, zusammen mit der Magnetkarte für das Zimmer.

Als der letzte Koreaner im Aufzug verschwunden war, kam einer von den beiden aus der 23 zu ihr.

Ines lächelte entschuldigend. „The guide, isn't it? Give me a minute.“

Ihr Handy piepte. Aber sie konnte keine Nachrichten lesen, während an der Rezeption eine Traube unzufriedener Hotelgäste stand. Sie überzeugte sich, dass der Mietwagen

eingetroffen war, dann bemerkte sie den Stadtführer und nickte dem Paar aus der 23 zu. „That’s your man.“ Schließlich las sie die Nachricht auf ihrem Handy. Sie war von Davor.

Bist du da?, schrieb er. Ich komme gleich zu dir.

Ines antwortete: Ja. Während sie tippte, checkte sie die Lage im Foyer. Der Stadtführer begrüßte das Paar aus der 23, und das brasilianische Paar öffnete den Regenschirm und verschwand in Richtung Stadt. Sie wechselte einen Blick mit Zrinka: Gott sei Dank!

Unvermittelt war es ruhig geworden. Niemand stand mehr an der Rezeption, nur im Foyer irrte ein Koreaner herum und suchte den Frühstücksraum. Sie war gerade dabei, die noch fehlenden Gästenamen bei e-Visitor einzutragen, als sie einen Schatten an der Eingangstür bemerkte. Drei Männer mittleren Alters kamen ins Foyer. Zwei kannte sie nicht, der dritte war Davor.

I N E S kannte die beiden Männer in Davors Begleitung nicht. Als sie das Foyer betraten, blickte Davor kurz zur Rezeption und nickte Ines kaum merklich zu, dann sah er schnell wieder weg. Ines hatte sein Nicken erwidert und sich dann wieder ihrer Arbeit zugewandt. Sie bemerkte Zrinkas neugierigen Blick.

Ines gab weiter neue Gäste ins System ein und lauschte, worüber und mit wem Davor da sprach.

Sie sprachen Englisch. Es war nicht das erste Mal, dass sie Davors Englisch hörte. Er sprach flüssig, hatte einen großen

Wortschatz, aber seine Aussprache war krude, er hatte kein gutes Ohr dafür. Seine beiden Gesprächspartner sprachen schlechter, mit starkem slawischen Akzent, Polen oder Russen.

Offensichtlich waren es Geschäftspartner. Investoren oder von einer Baufirma. Davor erklärte ihnen irgendwelche Pläne, zeigte Papiere. Sie erwähnten einen Anbau. Ines hörte nur Satzfragmente, einzelne Phrasen: feasibility study, zone planning.

Der Schweizer aus der 32 trat aus dem Aufzug und wandte sich an Zrinka. Er wollte die Rechnung und bestellte ein Taxi.

Während Zrinka telefonierte, betrachtete Ines Davor. Er trug ein graues Flanellhemd, dunkle Jeans und eine schwarze Jacke. Ines kannte die Hose und die Jacke. Das Hemd nicht, vielleicht war es neu. Davor bemerkte ihren Blick und schaute zurück, aber ohne ein Zeichen des Erkennens. Er sah sie einfach nur an und dann schlug er seinen Begleitern vor, noch etwas zu trinken. Sie gingen in die Bar und verschwanden aus Ines' Blickfeld. Dann kam das Taxi für den Schweizer, und das Foyer war wieder leer.

Ines ließ den Blick durch den Raum wandern, in dem sie seit vier Jahren täglich acht Stunden verbrachte. Ein weicher ziegelroter Teppich, drei ausladende Sessel gegenüber der Rezeption, Lampenschirme aus Milchglas, neben dem Aufzug ein Spiegel in vergoldetem Barockrahmen. Spiegelrahmen, Lampenschirme und das schmiedeeiserne Treppengeländer suggerierten, dass dieser Ort Patina hatte, ein gewisses Alter, einen Stammbaum. Dieser Ort war die Heritage Residence.

Die Heritage Residence beherbergte jede Saison Tausende Gäste von allen Kontinenten. Und kaum einer von ihnen hätte vermutet, dass in dieser Heritage Residence kein Fünk-

chen Geschichte steckte und dass sie niemals eine Residenz gewesen war.

Ines war alt genug, um sich an das Vorher zu erinnern, an das, was sich hinter der Fassade verbarg. Bevor es zur Heritage Residence geworden war, war das Gebäude ein sozialistisches Kaufhaus gewesen. Bevor die Architekten Pergolen angebaut, ein schmiedeeisernes Geländer angebracht und Perserteppiche verlegt hatten, war es ein rechteckiger, einstöckiger Betonklotz aus der späten sozialistischen Zeit gewesen – ein Beton-Kuckuck im umgebenden Gewirr traditioneller Steinhäuser. In der ersten Hälfte seiner kurzen Geschichte hatte das Gebäude ausgesehen, wie kommunistische Häuser eben aussahen. Einfach, praktisch und betongrau, ohne Schmuck und angebliche Geschichte.

Als Ines noch ganz klein gewesen war, waren ihre Eltern mit ihr hierhergekommen, um Socken, eine Tasche oder einen Regenmantel zu kaufen. Ihr Vater war meistens draußen geblieben, weil die Einkauferei ihn nervte und er schnell die Geduld verlor. Ihre Mutter, Mario und Ines waren hineingegangen, um einfache Dinge günstig zu kaufen. Die Mutter lief an Regalen mit Regenschirmen, Hausschuhen und Schultaschen entlang, Mario immer dicht hinter ihr, missmutig und nörgelnd. Ines aber hatte sich umgeschaut, daran konnte sie sich noch gut erinnern. Sie hatte die Streifen aus Neonröhren und Versorgungsleitungen an der Decke betrachtet. Die Röhren waren nun unter schweren Holzbalken und einer Betondecke verschwunden, von der ein schwerer Kerzenleuchter herabhing. Wo einmal die Aluminium-Jalousien gehangen hatten, befanden sich nun Attrappen von Holz-Jalousien mit geschmiedeten Blumenkästen.

Wo früher Hausschuhe und Schulkittel verkauft worden waren, stand heute aus irgendeinem Grund ein vergoldetes Einhorn aus Gips. Ines sah es seit vier Jahren und wunderte sich immer noch darüber. Manchmal schaute sie durch die Residence und fragte sich, was der Architekt des Gebäudes, falls er noch nicht gestorben war, wohl von all dem hielt.

Inzwischen kamen die ersten Koreaner aus ihren Zimmern herunter. Erfrischt, geduscht und neugierig, schnappten sie sich Stadtpläne von der Ablage und verließen das Hotel. Einige nickten ihr im Vorbeigehen höflich zu und Ines nickte zurück. Das Telefon klingelte und sie nahm eine Reservierung entgegen.

Ein paar Minuten später kam Davor mit seinen Begleitern aus der Bar. Er übergab ihnen eine Mappe mit dem Logo des Hotels. Sie schüttelten sich die Hände, Davor grüßte noch einmal und kam dann auf die Rezeption zu. Er lief genau auf sie zu und schaute ihr in die Augen. Seine Haltung verriet nichts außer perfekter Professionalität. Aber Ines bemerkte, wie Zrinka verlegen den Blick abwandte.

„Ines, hast du einen Moment?“ , fragte Davor und bog dann in einen Gang ein.

Ines folgte ihm mit einigen Schritten Abstand, mit Blick auf seine schmalen Hüften und den strammen Po. Sie liefen an den immer gleichen Türen aus Kirschholz vorbei – 12, 14, 16. Schließlich blieb Davor vor einer der Türen stehen. 18, heute Morgen frei geworden, dachte Ines. Er hatte vorausgeplant.

Davor öffnete die Tür mit einer Magnetkarte und betrat das Zimmer. Ines folgte ihm und schloss die Tür hinter sich. Er umfasste ihre Taille, und sie erwiderte seine Umarmung. Sie küssten sich. Seine Hand wanderte nach hinten, fuhr über

ihren Hintern. Seine Lippen berührten ihre Wange, dann ihren Hals, er nestelte an ihrem Dekolleté und küsste ihre Brust. Er schob ihren Rock nach oben.

„Warte“, sagte Ines. „Nicht hier.“

Das Zimmer war frisch hergerichtet. Glas- und Holzflächen glänzten sauber. Die blütenweiße Bettdecke war so glattgestrichen, dass sie wie eine Marmorplatte wirkte. Auf dem Kopfkissen lag ein verpackter Schokokeks in einem Nest aus Dekopapier.

„Nicht hier“, wiederholte Ines. „Das Zimmer ist frisch hergerichtet.“

„Ist doch egal“, sagte Davor.

„Ist es nicht“, antwortete Ines. „Die werden gleich wissen, was sich hier abgespielt hat.“ Sie zog ihn mit ins Bad. „Komm.“

Im Bad bereitete Ines das Nest. Sie räumte alles weg, was schmutzig werden könnte. Als sie fertig war, zog sie sich von der Taille abwärts aus, umarmte Davor und lehnte sich ans Waschbecken. Er drückte sich an sie und beugte sich vor.

„Pass auf“, sagte sie. „Dass du nicht mit der Stirn den Notknopf drückst.“

Davor öffnete seine Hose. „Keine Sorge.“

Aber Ines machte sich Sorgen. Denn während Davors Kopf rhythmisch vor und zurück wippte, kam er dem Notknopf gefährlich nahe.

Als sie fertig waren, verließ Davor als Erster das Zimmer. Vorsichtig schaute er sich um und ging dann den Gang hinunter. Ines brachte die Handtücher zurück ins Bad und wischte mit einem Papiertuch über den Spiegel. Sie spülte das Waschbecken aus und löschte das Licht. Dann warf sie einen Blick in den Gang.

Sie hatte Angst, einem der Zimmermädchen zu begegnen, aber da war niemand. Geräuschlos schloss sie die Tür und bemerkte erst dann am Ende des Flurs eine Frau vom Reinigungspersonal. Sie stand neben ihrem Metallwagen und sortierte mit gesenktem Blick Klopapier. Entweder hatte sie Ines nicht gesehen oder sie tat so, um sich eine peinliche Situation zu ersparen.

Ines ging zur Rezeption. Zrinka schaute starr geradeaus, ihr Gesichtsausdruck war wie aus Wachs. Sie vergeht fast vor Peinlichkeit, dachte Ines.

Einer der Koreaner kam aus dem Restaurant zur Rezeption.

„Can I help you?“, fragte Ines lächelnd. Im gleichen Moment lief Davor vorbei, winkte kurz und verließ das Hotel.

- Ende der Leseprobe -